Lebensgenuss im Winter.

Mit der sommerlichen, zwischen den Frühjahrs- und Herbst-Äquinoktien gelegenen Zeit pflegen wir einen durch die Schönheiten und Annehmlichkeiten der Natur erhöhten Genuß am Dasein zu verbinden, während der Winter vorwiegend gesellschaftliche Vergnügungen in abgeschlossenen Räumen bietet. An vielen Tagen, in denen ein eigentlich winterliches Frostwetter mit Dauerschnee und festem Eis die Stätten noch nicht schuf, an denen Schnee- und Eisspiele sowie mannigfaltiger Wintersport im Freien von abgehärteten, widerstandsfähigen Personen betrieben werden kann, oder auch die frühzeitig sich einstellende Dunkelheit das frische, fröhliche Tummeln auf weiten, natürlichen Eis- und Schneebahnen einschränkt, ist der Lebensgenuß im Winter wesentlich an den häuslichen Verkehr der Menschen untereinander in Familie und bei Zusammenkünften in Gesellschaftsräumen gebunden.

Solchen Veranstaltungen suchen Menschenwitz und Menschenkunst Reize zu verleihen, die gefällig und für Leib und Seele anregend wirken. Je nach der Art des einzelnen und der Gesellschaftskreise gestalten sich die Genüsse verschieden, doch huldigt man im allgemeinen überall gern den Tafelfreuden, dem Spiel und dem Tanz. Der tätige, schaffende Mensch sucht bei ihnen, wenn er arbeitsmüde ist, Abwechselung und Erholung, der wohlhabende Müßiggänger angenehme Beschäftigung und Zerstreuung an den langen Winterabenden. So wird die Zeit, in der die verödete Natur nur geringere Anziehung auf uns auszuüben vermag, zu einer Saison, in der sich bei frohen Festen die Menschen bemühen, einander zu gefallen, miteinander das Leben zu genießen und dasselbe sich gegenseitig zu verschönen.

Bei festlichen Gelegenheiten sucht jeder Teilnehmer seiner Person durch bessere Kleidung und die Anwendung von Mitteln der Körper- und Schönheitspflege ein vorteilhaftes Ansehen zu geben und durch körperliche und geistige Eigenschaften, Vorzüge und Fähigkeiten der Geselligkeit zu dienen und damit für sich und die Gesellschaft, der er angehört, Ehre einzulegen.

Beim Arrangement der Festessen wird den Verhältnissen und der Gelegenheit entsprechend auf die Ausschmückung des Raumes und der Tafel, die Art, Ausstattung, Reihenfolge, Darbietung der Speisen und Getränke große Sorgfalt verwendet. Eine effektvolle Beleuchtung, eine Temperatur, die ebenso wie die Ventilation in den Grenzen der Behaglichkeit gehalten wird, Blumen im Zimmer und auf der Tafel zwischen seinem Gedeck erzeugen eine festliche, erwartungsvolle Spannung der Gäste. Durch ein richtig gewähltes Menü, welches bei angemessener Fülle des Gebotenen infolge geschickter Anordnung der Gänge den Appetitreiz für die folgenden Speisen erhält und schließlich eine Sättigung ohne Anstrengung und Belastung der Verdauungsorgane herbeiführt, wird im wahren Genuß die Erwartung befriedigt, und die hierdurch animierte Stimmung würzt das Fest durch eine amüsante Unterhaltung, bei der geistreicher Humor, Galanterie und Liebreiz mancher Art angenehm berührt und auch nachhaltigen Eindruck macht.

Von heiterer Anmut, hehrer Kunst, körperlicher Kraft, Gewandheit und Grazie, Geistesschärfe, Schönheit und edler Begeisterung getragen, findet das Spiel in seinen mannigfachen Ausdrucksformen Anklang. Gesang und Musik erfreuen des Menschen Herz, veredeln sein Gemüt und dürfen beim Festgenuß nicht fehlen, ebenso wenig Vorträge, Vorstellungen und Theaterspiel.

Scharfsinnige Kombinationen und Berechnungen bei immer neuen, niemals vollständig gleichen Voraussetzungen und Grundlagen haben das Kartenspiel zu einer Beschäftigung gemacht, welche die Spieler derart fesselt, daß sie kaum merkt, wie die Zeit vergeht. Das Kartenspiel ist aus diesem Grunde der Trost der Ballväter und Nichttänzer geworden, welche dabei, ohne Langeweile zu empfinden, bei liebgewordener Gewohnheit viele Stunden angenehm verbringen, während die Jugend unermüdlich im Tanz sich schwingt, stirlet und minnt, während die zuschauenden Mütter sich an der Tanzlust erfreuen.

Der Tanz ist aber mit einer nicht unerheblichen Anstrengung der Muskeln und Organe verbunden, die bei vielstündigem, wenn auch durch Pausen unterbrochenem, Gesellschaftsballe einer Wegeleistung von mehreren, in hüpfendem Sprungschritt zurückgelegten Meilen gleichkommt. Es ist geradezu wunderbar, welche anduernde Spannkraft zarte Geschöpfe unter der Suggestion der Tanzlust zu entwickeln vermögen.

Die Kleidung der Damen ist während des Tanzes, soweit nicht unvernünftige Einschnürungen stattfinden, sondern leichte, luftige Stoffe zu den Ballroben und gutsitzende, nicht drückende, ausgeschnittene Schuhe von zartem, geschmeidigen Leder verwendet werden, ebenso praktisch wie gefällig. Den Herren in Uniform oder in Lack und Frack, weißen Glacéhandschuhen, hohen Kragen, vorstehenden Manschetten und steifgeplätteter Hemdbrust ist es nicht so bequem mit ihrem Ballanzug gemacht. Dennoch spüren sie den Himmel auf Erden, wenn sie mit der heimlich Verehrten Hand in Hand, im Tanz umschlungen, durch den Ballsaal schweben. Einen unvergeßlichen Lebensgenuß im harmlosen Glücksrausch spendet so der Tanz im festlichen Ballsaal, dessen Lichterglanz hinausstrahlt in die kalte, dunkle Winternacht.

—osb—

Aus der Romantik eines Fliegerlebens.

André Beaumont, der eigentlich Jean Conneau heißt und Leutnant bei der französischen Marine ist, der Sieger der größten Wettflüge, des Fluges Paris—Rom, des europäischen und des britischen Rundfluges, der bedeutendste Luftpilot unserer Tage, veröffentlicht soeben in Paris ein Buch, in dem er die Geschichte seiner drei großen Flüge erzählt.

Wie selten in einem Werk der Gegenwart ist in diesen Bekenntnissen die echte Romantik der Gefahr und Abenteuerlust zu finden, die uns in den Schilderungen der Vergangenheit so anzieht. Es ist der Kampf mit dem großen Unbekannten, mit den ungeheuren Reichen der Luft, der Wolken und der Winde, der sich hier in anschaulich gesehenen Bildern vor uns entrollt.

Der Held dieses so modernen und uns doch noch so phantastisch erscheinenden Ringens malt uns die Gefahren, berichtet von einem Flug im Nebel, bei dem er nicht herabzugehen wagte und gezwungen war, durch das Dunkel vorwärts zu fliegen, ohne die Höhe zu kennen, in der er schwebt, ohne zu wissen, wohin sein Flug ihn treibt. In hohen Windströmungen über den Wolken ist er gefloogen; durch Regenschauer und Orkane ist er hindurchgerast, hin- und hergeworfen vom Aufruhr der Elemente, wie ein Korkstückchen vom schäumenden Ozean. Mit versagendem Motor ist er hinabgeglitten, ein zerklüftetes Felsengebirge unter sich, den Tod vor Augen, und nur durch ein Wunder ist er gerettet worden.

Hier ein knapper Ausschnitt aus seinem Bericht von der zweiten Etappe des britischen Rundfluges:

„Plötzlich gerate ich in einen furchtbaren Sturm. Schwere Regentropfen peitschen mein Gesicht und verursachen mir quälenden Schmerz. Ungeheure Windböen greifen mich an. Mein Monoplan schwankt und stampft verzweifelt. Ich fühle mich emporgerissen und dann wieder heruntergedrückt. Der dichte Strichregen hindert mich, irgendetwas rund um mich her zu sehen. So kann's nicht bleiben. Ich muß meine Höhe von 3500 Fuß aufgeben und der Erde näher kommen, um meinen Weg zu sehen. Gerade wie ich mich fertig mache, herabzusteigen, werde ich mit unwiderstehlicher Gewalt von einer Flut herabstürzender Luft heruntergewirbelt bis 300 oder 400 Fuß über dem Boden. Als ich mich Langdale Fell nähere, treffe ich meine Anstalten, um diesen furchtbaren Gebirgspaß zu überwinden. Vor allem muß ich Höhe haben. Ich versuche aufzusteigen. Ach! Es ist mir nicht möglich, mehr als 2400 Fuß heraufzukommen. Plötzlich setzt der Motor 6 oder 10 Sekunden aus und ich stürze. Um mich her nichts als steilragende Bergspitzen und unergründlich gähnende Schluchten. Mir ist klar, daß ich die Gewalt über meine Maschine verloren habe; ich muß versuchen, solange wie möglich das Furchtbare fernzuhalten, daß ich auf den Boden geschleudert werde. So versuche ich, meinen Gleitflug in der Richtung nach den tiefsten Stellen der unter mir liegenden Schlucht auszuführen, um meinen Abstieg noch mehr zu verlängern. In diesem Augenblick fast ein Luftwirbel meinen Apparat und reißt ihn niederwärts. Der Gedanke durchzuckt mich: mit mir ist's aus. Aber der Tod will mich augenscheinlich noch nicht haben, denn durch einen fast unglaublichen Zufall beginnt der Motor wieder langsam zu arbeiten. Ich bin gerettet. Meine Brüder Luftschiffer, laßt uns niemals verzweifeln!"

Den starken Kontrast zu diesen Gefahren und Schrecknissen bilden die begeisterten Triumphe, die der glückliche Sieger einheimst.

Nicht minder interessant aber als die Erlebnisse Conneaus sind die allgemeinen Betrachtungen, die er aus seinen Erfahrungen zieht. Geduld und unerschütterliche Nervenkraft sind nach seiner Meinung die notwendigsten Eigenschaften, die der Flieger haben muß. Diese psychologischen Kräfte müßten auf den Fliegerschulen ausgebildet werden.

Unter den Flugmaschinen bevorzugt er den Monoplaneinsitzer. Er betont die Notwendigkeit von genauen Fliegerkarten und von Signalen, die von unten sichtbar sind, denn der Kompaß kann allein zur Orientierung nicht genügen. „Wir Flieger wissen heute nicht," meint er, „wieviel Stunden wir noch zu leben haben." Die Sicherheitsmaßregeln bedürfen noch einer weitgehenden Ausbildung und Verbesserung. „Vorläufig haben wir nur eine einzige sichere Gewähr gegen wiederholte Unfälle: es ist die strengste Auswahl der Flieger und Maschinen. Heutzutage ist ein starker ruhiger Mann der beste Stabilisator und die Flügel seines Aeroplanes sind der beste Fallschirm."

Die Atmung des Kindes

ist wesentlich verschieden von der des Erwachsenen, was die Mütter wissen sollten da sie häufig durch Beobachtung dieses Unterschiedes unnütz beängstigt werden. Ein neugeborenes atmet etwa 35 mal in der Minute, ein einjähriges 26 mal, ein zweijähriges 25 mal. Im sechsten Lebensjahr ist die Atmung in der Minute immer noch 20 bis 22, um beim Erwachsenen allmählich bis auf 16 herunterzugehen.

Auch Krankheiten sterben.

So manche Geisel der Menschheit, die in früheren Jahrhunderten gefürchtet war, ist fast ganz von der Bildfläche verschwunden. Der Aussatz zum Beispiel ist heute bei uns erloschen. Andere Krankheiten sind im Absterben, wie zum Beispiel der Storbut. Die Ursachen dieser Wandlung sind zumeist dunkel. Nur bei den Blattern kann ärztliche Kunst sich rühmen, das Erlöschen der Seuche bewirkt zu haben.

Nr. 301 * Sonnabend Tägliches 23. Dezember 1911

Unterhaltungs-Blatt

der Berliner Volks-Zeitung

Familie Markhoff.

Roman

123. Fortsetzung.] von

Fr. Lehne.

Im Geschäft ging es wieder bergan. Der drückendsten Sorgenlast war Robert ledig; er konnte mit neuem Mute in die Zukunft blicken.

Aber seine Häuslichkeit! Er war noch immer allein; seine Frau war noch nicht zurückgekommen. Schließlich war es nicht weiter zu verwundern, daß mancherlei Gerüchte darüber die Stadt durchschwirrten. Er litt schwer darunter, daß man sich, viel mehr als ihm lieb war, mit ihm beschäftigte. Kurz und energisch hatte er Harriet endlich, als Bitten nichts fruchteten, aufgefordert, zurückzukommen.

Sie denke nicht daran, wenigstens vorläufig nicht, hatte sie ihm da geantwortet. Sie sehe nicht ein, weshalb sie jetzt schon diese wundervolle Zeit der Freiheit abkürzen solle, sie müsse nachher noch lange genug in dieser steifleinenen Bürgerlichkeit und Verwandtenatmosphäre zubringen. Oder sei seine Sehnsucht so unbezwinglich?

Er lächelte bitter, als er das las.

Er sah seine Frau so deutlich vor sich, die schmalen Lippen hochmütig geschürzt, mit einem überlegenen Lächeln und in den grauen Augen einen kühlen, fragenden Blick. Nein, Sehnsucht hatte er wahrlich nicht nach diesem herzenskalten Frauenbild.

Aber Harriet trug seinen Namen und durfte nicht Anlaß geben, daß der unrühe in der Leute Mund kam. Das Thema „Familie Markhoff" hatte gerade genug Gesprächsstoff für Monate geliefert. Erst die geschäftlichen Schwierigkeiten, und jetzt als Neuestes Annemaries unglückliche Ehe, die schon stadtbekannt war!

Arno v. Salten hatte sich als ein ganz selbstsüchtiger, charakterloser Mann entpuppt, der seine junge Frau aufs sträflichste vernachlässigte, seit die Geldquelle Johann Robert Markhoffs aufgehört hatte, zu fließen.

Robert dachte manchmal, es wäre vielleicht doch besser gewesen, wenn er damals den Ereignissen ihren Lauf gelassen und sich dann von neuem und wo anders eine Existenz gegründet hätte.

Freude war ihm wenig beschieden, und doch würde er alles leichter getragen haben, wenn ihm ein liebendes Weib zur Seite gestanden hätte, bei dem er ein liebevolles Eingehen auf seine Interessen und Sorgen fand und ein Ausruhen nach des Tages Mühen.

Das Bild Monika Hennings tauchte vor ihm auf. Wie ihm dieses reizende Mädchen sehte, aus deren Augen ihm so viel reine Herzensgüte und warmes Verstehen und — Liebe entgegengeleuchtet hatte! Er wußte selbst nicht, warum ihm der Gedanke, daß sie noch nicht verheiratet war, so ein Gefühl der Erleichterung brachte, trotzdem ihr Verlobter ihm gesagt hatte, sie sei leidend.

Er hatte Sehnsucht, sie einmal wiederzusehen.

Aber er war viel zu sehr ein Mann der Tat, als daß er sich fruchtlosen Grübeleien überließ!

Robert Markhoff pflegte am Sonntag in der Dämmerstunde ein Stündchen im Lustgarten spazieren zu gehen. Er suchte die entlegensten Wege auf; es war ihm eine Erholung, wenn er niemand begegnete, wenn er so ganz seinen Gedanken nachhängen konnte.

Trotzdem es nahe auf Weihnachten ging, war das Wetter noch so warm und lind, daß man meinen konnte, man sei noch im Herbst. Nur die entblätterten Bäume, die mit Tannenzweigen zugedeckten Rosenbeete erinnerten daran, daß man schon Dezember schrieb.

Ein leichter Nebel war aufgestiegen und hinderte, weit zu sehen. Robert ging sinnend, die Arme auf dem Rücken verschränkt, den Kopf leicht vornüber geneigt. Er achtete nicht auf die Dame, die ihm da begegnete. Doch grüßte sie ihn da nicht schüchtern, als sie an ihm vorüberging?

Er blieb stehen.

„Sie sind es, Fräulein Henning?" rief er überrascht.

Das Wiedersehen trieb ihr das Blut in das blasse Gesicht. Zitternd legte sie ihre Hand in seine ausgestreckte Rechte.

„Wo kommen Sie denn her, Fräulein Henning, und allein?" fragte er erstaunt.

„Herr Ladewig hatte heute nachmittag eine Zusammenkunft mit seinen Kegelbrüdern, um wegen des Weihnachtsvergnügens zu beraten. Und ich hatte das Bedürfnis nach frischer Luft."

„Und gehen deshalb hier allein im Lustgarten, da es schon dämmert? Fürchten Sie sich denn nicht?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, Herr Markhoff — und hier sieht man wenigstens nicht so viel Menschen!"

„So menschenscheu?"

„Man hat manchmal Sehnsucht nach Alleinsein."

„Sie als glückliche Braut sprechen so?"

Sie erwiderte nichts darauf. Forschend blickte er sie an. In ihrem Gesicht zuckte es. Die feinen Linien um den festgeschlossenen Mund, die traurigen Augen, die hatte sicher nicht das Glück geschaffen!

„Wenn Sie auch Sehnsucht nach Alleinsein haben, so möchte ich Sie diesen einsamen Weg doch nicht ohne Begleitung gehen lassen. Sie werden mir deshalb gestatten, daß ich umkehre und Sie begleite."

„Wollen Sie sich meinetwegen bemühen, Herr Markhoff?" wehrte sie ihm. „Ich bin es ja gewöhnt, das Alleingehen."

„Ist Ihnen meine Begleitung vielleicht unangenehm? Aufdrängen will ich mich allerdings nicht! Oder ist Herr Ladewig mit ihren einsamen Spaziergängen einverstanden?"

„Er weiß es nicht!" sagte sie leise und mit klopfendem Herzen. Er durfte es ja nicht wissen, daß sie ihre Schritte hierher gelenkt hatte in der Hoffnung, Robert Markhoff doch einmal zu begegnen, dessen Vorliebe für den Lustgarten sie kannte.

„Nun also, darf ich mit Ihnen gehen?"

Sie sah ihn nur an. Sprechen konnte sie nicht, so sehr hatte das Wiedersehen sie erregt; sie mußte sich erst sammeln.

„Wie lange haben wir uns eigentlich nicht gesehen, Fräulein Henning?" fragte Robert.

„So lange ich aus dem Geschäft fort bin. Seit dem Frühjahr."

„Und wie ist's Ihnen ergangen? Sicher gut, wie man es von einer glücklichen Braut nicht anders erwarten kann."

Es reizte ihn, zu betonen, daß sie „glückliche" Braut sei. Er hatte das Gefühl, als sei es nicht an dem. Er wollte sie aus ihrer Reserve herauslocken. Seit er an ihrer Seite schritt, wußte er, daß sie ihm nicht gleichgültig war, daß sie ihm gefehlt hatte und daß nur übergroße Arbeit dieses Bewußtsein nicht hatte überhandnehmen lassen.

Der weiche Mädchenkörper streifte ihn beim Gehen; warm durchrieselte es ihn.

Wie lieb sie aussah! Sie war einfach, aber mit dem ihr eigenen Geschmack und Schick gekleidet, und wie angegossen saß das dunkelgrüne, mit Tressen und Knöpfen verzierte Tuchkostüm auf ihrer schlanken, gutgewachsenen Gestalt. Ein schwarzer Filzhut mit einer schönen Feder bedeckte das locker aufgesteckte, dunkle, weiche Haar. Nichts Gemachtes, Unechtes haftete ihr an. Sie machte den Eindruck einer vollendeten Dame. Er beneidete seinen Buchhalter, dem dieses schöne, auserwählte Geschöpf gehören sollte. Monika war wirklich zu schade, um unter den Anforderungen des Alltags, in kleinbürgerlicher Atmosphäre zu verblühen!

„Nun, und wann soll die Hochzeit sein?"

„Im Februar," entgegnete sie leise; ein jäher Stich durchfuhr sie dabei.

„Im Februar?" wiederholte er. Sein Atem ging schwer Es drängte ihn, das Mädchen an seine Brust zu reißen und zu sagen: „Hier ist dein Platz, hier gehörst du einzig her."

Doch, wenn er das tat, war er da nicht schlimmer als ein